

Osterbräuche im alten Bern

Autor(en): **W.K.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **25 (1935)**

Heft 16

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-639971>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

wollen ja immer nur das glauben, was wir begreifen können. Wir wollen immer zuerst wissen, um nachher zu glauben. Wir möchten dabei gewesen sein, wenn Gott Tote zu Lebenden macht und wenn er aus dem Nichts schöpft. Und da wir noch nie dabei gewesen sind, bringt uns Ostern immer eher Verlegenheit als Freude. Da wir uns von den Vorgängen im Grab Jesu kein Bild machen können, fehlt uns auch der rechte Glaube an die Osterbotschaft. Und da wir selber kein Leben schaffen können, nehmen wir zwar unser Leben in seiner ganzen Unbegreiflichkeit hin und leugnen es, da es nun einmal da ist, durchaus nicht, aber wir glauben doch mehr an den Tod als an das Leben.

Nun wäre das allerdings gar nicht so falsch, sofern wir Gott gäben, was Gottes ist und den Menschen lieben, was der Menschen ist. Es ist durchaus richtig, daß wir Menschen kein Leben schaffen können. Es ist durchaus richtig, daß alles, was wir schaffen, nur Scheinleben hat und rettungslos dem Tode verfallen ist. Das Leben, das die Leute von Jerusalem an jenem Tage schufen, als Christus in Jerusalem einzog und sie ihn bejubelten, war Scheinleben und war bereits dem Tode geweiht. Mit solchem Jubel können die Menschen einen der ihrigen für kürzere oder längere Zeit zu kleinerer oder größerer Berühmtheit bringen. Sie können es erreichen, daß er für eine kleine Weile sozusagen in aller Herzen lebt. Aber das hat keinen Bestand. Eines Tages kommt das Gegenteil des Hosiannahrufes. Eines Tages heißt es von dem gleichen Menschen: Kreuzige, kreuzige ihn. Und dann kann freilich die Mode auch wieder wechseln, und der Gefreuzigte kann von neuem ein Bejubelter sein. Man kann die Stätten, wo er gewirkt hat, konservieren, man kann Museen einrichten, Fremdenführer an der Begeisterung verdienen lassen, Schriftsteller durch Bücher über diesen einen zu kürzerer oder längerer eigener Berühmtheit kommen lassen, aber dann ist wahrscheinlich dies alles wiederum nur Scheinleben. Es wird gar nicht derjenige gefeiert und geehrt, den man zu feiern und zu ehren vorgibt, sondern irgend ein menschliches Scheingebilde, irgend eine Chimäre menschlichen Denkens und Gestaltens. Und darum wandeln sich denn auch hier die Moden und Anschauungen weiter, und es geht immer nur im Kreis zwischen Hosiannah und Kreuzige hin und her.

Wenn etwas leben soll, so muß Gott es zum Leben erwecken. Und wenn die Menschen etwas kreuzigen, so bleibt es trotz aller Auferstehungen, die die Menschen ihm nachher bereiten mögen, tot, wenn Gott es nicht auferweckt. Nur der Christus der christlichen Kirchen, wenn nur „das Christusbild im Wandel der Jahrtausende“ lebte, wenn es nur Christusse nach Renan, Farrar, Emil Ludwig oder Otto Vorhardts gäbe, dann wäre Christus dennoch tot. Denn alle diese mehr oder minder klingenden Rufer sind zugleich Rufer des Hosiannah und des Kreuzige, und auch die Kirche tötet Christus immer wieder gerade in der Art wie sie ihn verehrt.

Christus ist aber unser Herr. Er lebt, weil Gott ihn von den Toten auferweckt hat, nachdem ihn die Menschen gekreuzigt. Er lebt nicht durch uns, sondern trotz uns. Er lebt nicht von unserem Jubel und unserer Freundschaft, so wenig als ihn unsere Gleichgültigkeit oder unsere Feindschaft tötet. Er lebt, weil Gott ihn auferweckt hat. Und all unsere Hoffnung auf Leben, all unsere Sehnsucht nach Vollendung und Heil lebt nur in ihm. Wir schaffen Scheinleben und Tod. Gott aber schafft aus dem Tod und dem Nichts Leben. Wir haben Vergebung nötig für das, was wir in der Begeisterung für ihn und für das, was wir in der Feindschaft gegen ihn tun. Aber indem uns Gott die Botschaft vom auferstandenen Christus gibt, gibt er uns auch die Hoffnung auf alles Leben, das wir nicht schaffen können: auf ewiges Leben, Heil und Erlöstheit.

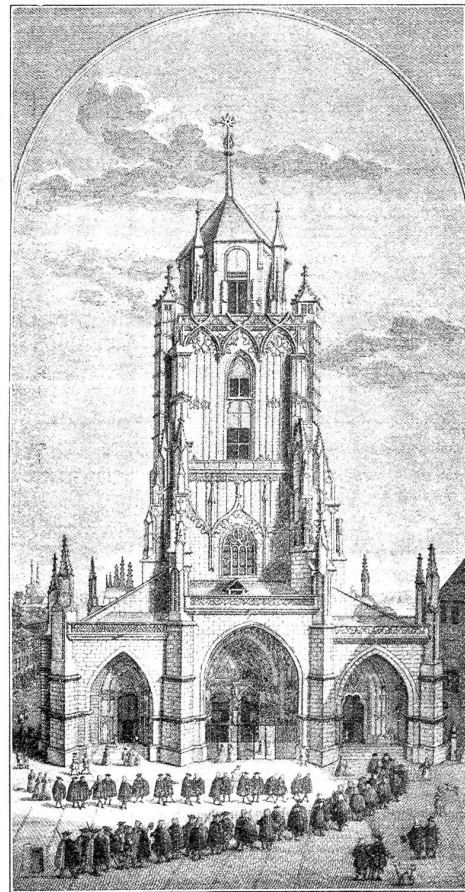
Und darum bleibt die Osterbotschaft davon unberührt, ob sie nun hell oder gedämpft unter den Menschen erklinge.

Auch sie lebt nicht durch die Menschen, sondern durch Gottes Kraft. Aber ob wir sie hören und glauben oder ob wir sie ablehnen, weil wir nur glauben wollen, was wir begreifen, davon hängt es ab, ob wir eine Hoffnung auf Leben haben oder ob all unsere Hoffnung im Tode endigt. Und hätten wir diese Botschaft nicht gerade heute nötig, wo soviel Tod umgeht, wo soviel Altes kracht und stürzt und soviel Neues, das in den höchsten Tönen angepriesen wird, sichtbar den Tod in sich trägt? Muß gerade die Welt, die heute vor uns liegt, nicht von Gott selber angerührt werden, damit es wieder Leben, Heil und Kraft gibt? Fürwahr, nicht die Götzen, die wir uns nach unserem Bild erschaffen, sondern der Gott, der da lebendig macht die Toten, und der dem ruft, das nicht ist, daß es sei, der Ostergott und nicht der Geldgott, der Führergott, der Bluts- und Rassegott, der Machtgott und der Partiegott, allein der Gott, der Jesus aus dem Tode erweckt hat, ist unsere Hoffnung und Zuflucht für und für.

E. B.

Osterbräuche im alten Bern.

Zur Zeit der Aristokratie im alten Bern vor 1798 war die Passionszeit weniger den religiösen Betrachtungen als lebhaften politischen Umtrieben gewidmet; denn in diesen ersten Frühlingstagen des Jahres wurde die Regierung der



Der Ostermontags-Umzug des neugewählten Grossen Rates im Alten Bern. In feierlicher Prozession begaben sich die Magistraten von ihren Zunftstuben unter dem Klange sämtlicher Kirchenglocken in das Münster und nach Predigt und Gebet ins Rathaus, wo der Deutsch-Seckelmeister eine Rede hielt.

Stadt und Republik neu bestellt. Alle Stellen des Kleinen und Großen Rates mußten zu Ostern in die Hände der Wahlbehörde zurückgelegt werden. Diese letztere bestand aus



Küfertanz am Ostermontag im Alten Bern.

Begleitet von einer Gruppe kostümierter Tänzer begab sich Bacchus, auf einem Fasse seine Balancierkünste zeigend, vor das Rathaus und dann vor die Häuser der neugewählten Ratsherren, um dort ein Geschenk in Empfang zu nehmen. (Klischee aus: „Siebenhundert Jahre Bern“ von Hans Bloesch. Verlag Herbert Lang und Cie. Bern.)

den sogenannten „Sechzehner“, den beiden Schultheißen, 23 Ratsherren und zwei „Heimlichen“, also aus dreißig Wahlherren. Die Sechzehner waren die Vertreter der „dreizehn ehrenden Gesellschaften einer löblichen regimentsfähigen Bürgerschaft“, d. h. der Zünfte, wobei die vier Gesellschaften der Schmieden, Pfistern, Gerwern und Metzger doppelt, die übrigen je einmal vertreten sein durften. Die Sechzehnerwahl geschah am Mittwoch vor Ostern durch das Los. Wahlfähig waren alle verheirateten Standesglieder, welche zehn Jahre im Großen Rate gewesen, keine nahen Verwandten im Kleinen Rate hatten, und wenn kein anderes Glied ihres Geschlechtes als Sechzehner fungiert hatte. Sie wurden jeweilen auf ein Jahr gewählt.

Der Große Rat war die oberste Landesbehörde und hieß der Rat der Zweihundert (der CC). Er zählte aber durchschnittlich 299 Mitglieder und durfte nie unter 200 sinken. Seine alljährliche Neuwahl war aber bloß eine Wiederbestätigung der noch lebenden Mitglieder. Verstorbene wurden erst insgesamt ersetzt, wenn 80 ausgeschieden waren, was durchschnittlich alle 10 Jahre eintraf.

Am Gründonnerstag wurden die Zweihundert gewählt, nachdem die Wahlherren eidlich beschworen hatten, nur Würdigen die Stimme zu geben. Die Bekanntgabe der Gewählten erfolgte aber erst am Ostermontag. Da die Wahl in den Großen Rat die erste Stufe einer oft glänzenden Karriere bedeutete, mag die Erwartung auf Erfolg für manchen Kandidaten eine eigentliche Passionszeit gewesen sein.

Am Ostermontagsmorgen versammelten sich die Zunftgenossen auf ihren „Stuben“ und zogen hierauf in feierlicher Prozession unter dem Klange sämtlicher Glocken nach dem Münster, wo den Zug ein feierliches Orgelspiel erwartete. Nach der Predigt und dem Gebet begab sich der

ganze Magistrat, über 300 in schwarzem Samt und Seide gekleidete Herren, mit Degen und langem Mantel angetan, nach dem Vorzimmer des Rathauses, wo der Kleine Rat einen Kreis bildete und sich mit dem Barett bedeckte. Darauf hielt der Deutsch-Sekelmeister im Namen der 4 Stadtvenner eine Rede. Diese legten ihre Aemter in die Hände der Republik nieder, nachdem sie die Zeichen ihrer Würde, die Banner der Stadt, zu Füßen des Thrones des Schultheißen gelegt hatten. Alsdann las der Staatskanzler die Liste der neuen Magistratspersonen in alphabetischer Reihenfolge ab. Die wiedergewählten und neuen Ratsherren betraten hierauf einer nach dem andern den großen Ratsaal, wo sie beeidigt wurden.

Nachdem beide Schultheißen gewählt waren, wurde die erste Sitzung mit dem Verlesen der wichtigsten Verfassungsartikel beschlossen. Hierauf begleitete der Große Rat den „regierenden Schultheißen“ unter Posaunenschall zum Hause seiner Zunft, wo sich die Begleitung trennte. Dichte Volksmassen in festlichem Aufzuge füllten die Straßen, durch welche sich der Zug bewegte.

So war die Osterzeit für manche Berner Staatsperson eine Zeit der Sorge, des Hoffens, der Freude oder der Enttäuschung. Aber die Bürgerschaft wollte nun das Osterfest mit Freude feiern. Zuerst erlaubte sich die burgerliche Jugend des sogenannten Neuzern Standes die Freiheit, am Nachmittag des Ostermontages in einem Umzuge die offiziellen Formlichkeiten scherzhaft nachzuahmen. Unter lautem Jubel der Bürgerschaft durchzogen sie mit einem ironischen Sinnbild, einem auf einem Krebs reitenden Affen, die Hauptstraßen der Stadt, voraus in der Regel der Maß und ein Koloß in übertriebener weiblicher Modetracht. Dann folgten mit Musikbegleitung Berns Jünglinge, von jungen Damen mit Blumen geschmückt. Der Schultheiß des Neuzern Standes gab zum Schluß einen Schmaus, bei dem auf seine Kosten reichlich gezecht und mutwilliger Unfug verübt wurde.

Aber auch das „gemeine Volk“ wollte sich belustigen. Auf der Schützenmatte, später auf der Kleinen Schanze, konnten die eingeladenen Emmentaler und Oberländer ihre Kräfte im Schwingen und Steinstoßen messen. Auch wurden Eierlesen, „Gränneten“ und andere Volksspiele aufgeführt.

Auf den Zunftstuben aber wurde von den ehrsamem Stubengenossen das reichliche Ostermahl vertilgt. Die Chroniken der Zünfte geben Bescheid über den gewaltigen Appetit und Durst, der an solchen Zunftmählern gelöst wurde. 6—9 Liter Wein und 4—6 Pfund Fleisch auf den Kopf war nichts Seltenes. Die Speisekarte versprach u. a. in der Regel einen Schlauchbraten, allerhand Geflügel, vom Huhn bis zu den Reihholdervögeln, Spanferkel, Pasteten, Fisch und Wildbret, schließlich als Lederbissen Pomeranzen, Spargeln, Kastanien, Artischofen u. a. m. Wie die Alten oben in den Stuben, so wurden daheim auch die Kinder bewirtet.

In den Jahren, in welchen das ganze Regiment der verstorbenen oder ausgeschiedenen Ratsmitglieder ergänzt werden mußte, folgten dann noch während 14 Tagen nach Ostern festliche Umzüge der Metzger und Bäcker, die in alten Schweizertrachten vor den Wohnungen der

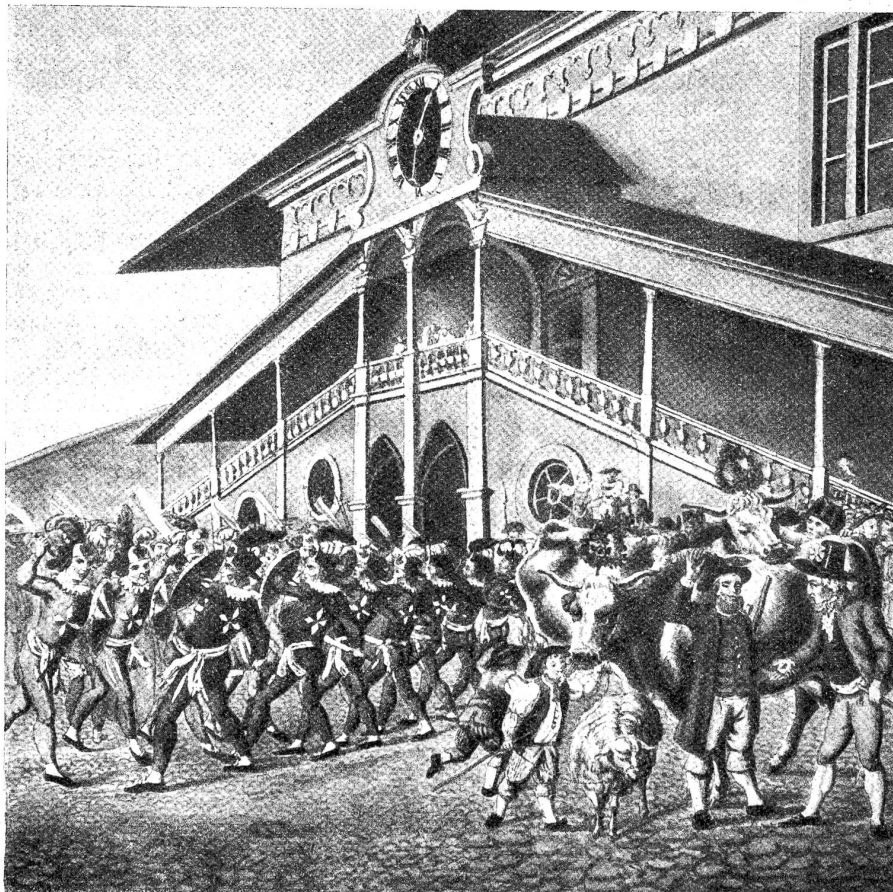
Ratsmitglieder und Honoratioren Gefechstänze aufführten, während die Räter ihre beliebten Reifstänze zu Ehren des Weingottes Bacchus spielten. Dabei wurden den Mitwirkenden allerlei Erfrischungen angeboten. Sie konnten Geld einsammeln, deren Ertrag die Auslagen vergütete und außerdem manchem Gefellen einen Zehrpennig für seine künftige Wals verschaffte.

Diese Osterbräuche sind mit dem alten Bern verschwunden, neue Bräuche haben sich eingelebt, die vielleicht bald auch wieder einem neuen Zeitgeist Platz machen müssen.
W. K.

Zur Reform der höhern Mittelschule.

Es ist ja schon längst kein Geheimnis mehr, daß unsere höheren Mittelschulen (Gymnasien, Kantonschulen) in mehr als einer Hinsicht reformbedürftig geworden sind. Diese Reformbestrebungen, über die auch bei uns in der Schweiz schon sehr viel gesprochen und geschrieben wurde, sind nur zu begreiflich. Denken wir bloß an die gewaltige Entwicklung und totale Neugestaltung unseres Wirtschaftslebens während den letzten Jahrzehnten, eine Entwicklung, an der das heutige humanistische Gymnasium gewiß nicht unberührt vorbeigehen kann, denken wir weiter an den Ueberfluß in den akademischen Berufen, der auch bei uns vielerorts verhängnisvolle Folgen anzunehmen droht — und eine grundlegende innere und organisatorische Reform unserer höheren Schulen drängt sich förmlich auf.

Aber wie diese Reform gestalten? Einen wertvollen und durchdachten Beitrag zur Lösung dieser ersten Frage bietet nebst andern verdienten Männern innerhalb und außerhalb der Schule Dr. Hans Rhytt, Gymnasiallehrer in Bern mit seinem unlängst erschienenen Büchlein: „Leistet die Schule, was man von ihr verlangen muß? Gedanken zur Reform der höhern Mittelschule.“ (Verlag von H. R. Sauerländer & Co. inarau). Wie der Verfasser im Vorwort selbst schreibt, sind seine Darlegungen aus der Not des unmittelbaren Erlebens entstanden. Und weiter meint er: „Ich übergebe sie nicht ohne Zaudern der Öffentlichkeit, weil ich fürchte, man könnte sie mißbrauchen. Mancher Leser wird denken oder sagen: ‚Seht, so steht es um die Schule! Wir haben vollen Grund, gegen sie eingestellt zu sein‘. Nein, ihr habt keinen Grund! Wer so denkt und spricht, spricht sich selber ein Urteil. Ohne Schule (das Wort im weitesten Sinne gefaßt) gibt es keine höhere Kultur, keine höhere Entwicklung der Menschheit. Schulfeinde sind Kulturfeinde, sind Feinde des Geistes. — Aber die Augen verschließen vor den Unzulänglichkeiten der heutigen Schule dürfen wir nicht. Wir wollen die Dinge beim richtigen Namen nennen, aber nicht, um blind herunterzureißen, oder gar, um der Öffentlichkeit eine Sensation zu bieten. Wir wollen zeigen, wo unsere Arbeit einsetzen muß, wenn die Schule werden soll, was sie werden könnte — eine Stätte freudigster Entfaltung und edlen Menschentums.“



Der Metzgerzug vor dem Rathaus am Ostermontag.

Mit einem grossen fetten Ochsen und eben solchem Schaf mit bekränzten Hörnern zogen die Metzger wochenlang in der Stadt herum, marketeten vor der Wohnung eines reichen Burgers und schlossen den Kauf ab, aber erst, wenn sie ein Geschenk erhalten, um dann vor ein anderes Haus zu ziehen. (Klischee aus: „Siebenhundert Jahre Bern“ von Hans Bloesch. Verlag Herbert Lang und Cie. Bern.)

Der Verfasser geht von der ernsten, aber leider nur zu wahren Erfahrung aus, daß „zahllose einfache Menschen, begabte und unbegabte, stille und laute, kräftige und schwache, die Schule als Folter erlebten, sie verwünschten, ihr fluchen“, daß es nachdenklich stimmen müsse, wenn man immer wieder konstatieren müsse, „daß sich mittelmäßige, schlechte, unbrauchbare Schüler im Leben draußen durchsetzen, Erfolg haben, während gute, sehr gute Schüler oft versagen.“ Auch die Tatsache, daß Menschen, denen auf einem besonderen Gebiete von der Schule die Fähigkeiten abgesprochen wurden, gerade auf diesem Gebiete später Außerordentliches leisteten, müsse zum Aufsehen ermahnen. Und wenn schließlich der Verfasser schreibt, daß das heutige Schülergeschlecht unter dem heutigen Schulsystem leide, seufze, sich auflehne, daß viel Lebensgefühl in der Schule unterdrückt und viele kostbare Schaffensfreude gehemmt werde, daß die Freudlosigkeit, der Druck und die Ueberbürdung manche feine Regung und Geistigkeit abstampfte und so zerstörend auf das ganze spätere Lebensgefühl wirken, so übertreibt der Verfasser gewiß nicht, sondern schildert nur die Wirklichkeit, wie sie sich tatsächlich vorfindet. Daß auch die Lehrer, viele denkende und tief fühlende Erzieher unter dieser Wirklichkeit leiden, beweise das Uebereichen und der Ueberdruß, der sich in vielen Schulräumen aller Stufen, von der Volks- bis zur Hochschule breitmake. Was für Reaktionen das heutige Schulsystem hervorzurufen vermöge, zeige sich deutlich im Verhalten vieler Schüler, in verborgener oder offener Auflehnung, Spott, Haß, in den Aeußerungen der Schülermoral.

Der Verfasser zitiert eine ganze Anzahl von Aufzeichnungen, die ihm siebzehn- bis neunzehnjährige Gymnasiasten und Gymnasiastinnen über die Schülermoral zur Ver-